

Der Wille zum perfekten Konzert

Ariana Grande verzückt ihr Publikum als makellose Zauberfee. In Zürich zeigt sie sich hochprofessionell – und aalglatt

ADRIAN SCHRÄDER

Die Bühne ist noch leer, da erfüllt schon eine Stimme das Hallenstadion – hell und klar. Es klingt, als würde sie voller Inbrunst eine Nationalhymne singen. Dabei geht es im Text um einen Engel, dessen Tränen als Regen auf die Erde niedergehen. Kurze Zeit später zeigt sich der Engel, umgeben von einigen Adlaten: Ariana Grande eröffnet in einer Art Abendmahl-Setting ihr ausverkauftes Konzert in Zürich. «God Is A Woman» heisst das Stück.

Es gibt eine Welt, die sich um die 26-jährige Amerikanerin dreht – und diese Welt ist ziemlich gross. 165 Millionen Menschen folgen dem US-Pop-Star auf Instagram, 65 Millionen auf Twitter. Und über 48 Millionen streamen ihre Musik monatlich allein über Spotify. Zahlen, die jede Beyoncé, jede Rihanna, jede Lady Gaga und jede Taylor Swift in den Schatten stellen. Zahlen, die Grandes Ausnahmestatus belegen. Dieser Status sorgt dafür, dass sich keiner ihrer 13 000 Fans am Sonntagabend im Hallenstadion darüber beschwert, wegen erhöhter Sicherheitsmassnahmen gut und gerne zwei Stunden anzustehen, um ihre neunzigminütige Show zu sehen.

Flucht in die Arbeit

Ausserhalb ihrer Welt hat man Ariana Grande trotz allen Erfolgen – bereits ihr Debütalbum, «Yours Truly», erlangte 2013 Platin-Status – lange nicht richtig wahrgenommen. Bis zu jenem Augenblick im Mai 2017, als sich kurz nach ihrem Konzert in Manchester ein islamistischer Attentäter in die Luft sprengte und 22 weitere Menschen in den Tod riss. Die Schlagzeilen gingen um die Welt, der Schock sass tief, der Name Grande setzte sich auch im Bewusstsein von Menschen jenseits der 30 fest. Und was tat die zierliche Frau aus Florida? Statt sich zu vergraben, stand sie zwei Wochen später gleichenorts auf einer Bühne und zeigte Anteilnahme, zeigte Stärke. Statt zu zerbrechen, flüchtete sie sich in die Arbeit und lief zur Bestform auf.

Ihre seither veröffentlichten Alben, «Sweetener» und «Thank U, Next», markieren den endgültigen Start einer Weltkarriere. Während sie auf dem ersten mit



Ariana Grande pflegt eine Mischung aus Perfektion und Nahbarkeit. Sie kommt damit beim Publikum hervorragend an.

Pharrell Williams einen neuen, zeitgeistigen Sound kreierte, hat sie es auf dem zweiten geschafft, perfekt geschliffenen, modern anmutenden Pop zu machen und gleichzeitig alle ihre Schicksalsschläge thematisch unterzubringen. Keinem gelingt das derzeit so gut wie ihr.

Überhaupt scheint ihr alles zu gelingen, auch an diesem Abend in Zürich.

Immer sieht sie blendend aus, immer sitzt ihre Uniform – Overknee-Stiefel mit hohen Absätzen, kurzes Röckchen, bauchfreies Top, langer Pferdeschwanz, viel, viel Make-up – perfekt. Jede Bewegung wirkt souverän. Sie kommt wie eine Art Zauberfee daher. Genau das scheint die junge Zielgruppe zu schätzen: diese Mischung aus absoluter Per-

fektion – endlose Choreografien, makelloser Teint, durchwegs sichere Stimme – und (angeblichem) Star zum Anfassen.

Oft ist ihr Liebespech ein Thema: Ex-Freund Mac Miller starb, die Beziehung mit dem Comedian Pete Davidson scheiterte nach der Verlobung. Jetzt singt sie im Titelsong ihres neuen Albums davon, was sie von ihren Ex-Partnern ge-

lernt hat. Ohne Groll, mit stolzem Blick nach vorne. «7 Rings», ihr derzeit grösster Hit, ist eine Selbstermächtigungshymne: Auf Basis des tausendfach gecoverten «Sound Of Music»-Klassikers «My Favorite Things» betont sie, dass sie alles kaufen kann, worauf sie Lust hat.

Im Hallenstadion wähnt man sich in einem Musical – dort, wo Grande im Alter von 15 Jahren ihre Karriere begann: Die «Sweetener World Tour» ist eigentlich eine Tanzrevue. Planeten hängen von der Decke, ein ovaler Steg führt durch die Halle. Ständig ist sie umgeben von einer vielköpfigen Tanztruppe, immer ist sie Teil einer Choreografie. Mit ganz grossen Effekten hält sie sich zurück. Es geht mehr um Tanz, um Licht, um Stimmungen, um eine Tour de Force durch Hits, Stile und Posen.

Der Vater ist dabei

Was tatsächlich beeindruckt: Wie sie die Genres abdeckt und verbindet, wie sie von Power-Pop zu R'n'B, zu Rap, zu Reggae, zu Electro-House, zu Pop-Balladen, zu Trap-Pop wechselt. Überall kann sie ihre Stimme einbringen. Die Wechsel sind abrupt, die Musik ist forsch, basslastig, erstaunlich knackig dafür, dass die auf beide Bühnenseiten verteilten vier Musiker ständig noch von Spuren ab Band unterstützt werden. Ohne mit der Wimper zu zucken, nimmt Grande am Schluss Fahrt auf, wechselt von einer Ballade zum euphorisierendem Dance-Pop mit Knallbonbon-Effekt: Auf «Break Free» von 2014 folgt «Into You» von 2016. Musik, wie geschaffen für die Klimax einer Spinning-Klasse.

Grosse Ausstrahlung nimmt man nicht wahr, jedoch den unbedingten Willen, ein perfektes Konzert abzuliefern. Zwischendurch erwähnt sie zweimal den Grund, warum ihr Perfektionstrieb an diesem Abend noch zusätzlich befeuert wird: Ihr Vater sei anwesend. Und Zürich möge sie sowieso: «Ich sollte öfter hier vorbeikommen. I love you, seriously.» Um Liebe zu bekommen, muss sie im Hallenstadion nur ihre Revue abspulen. Zaubern ist nicht nötig. Das hat sie – unterstützt von einem Team von Songwritern und Produzenten, den Besten des Fachs – bereits im Studio getan.

Ethik in die Maschinen!

Computer erledigen immer wichtigere Arbeiten für uns. Daher ist es nötig, ihnen Moral beizubringen – aber was genau sollen sie lernen?

CLAUS BEISBART

«Ein verruchter Besen, der nicht hören will! Stock, der du gewesen, steh doch wieder still!» Mit diesen Worten versucht der Zauberlehrling in Goethes gleichnamigem Gedicht, den Geist zu bändigen, den er in den Besen gerufen hat. Doch der Geist ist nicht zu bremsen und überschwemmt in Windeseile fast das ganze Haus. Die Geschichte ist ein beliebter Topos der Technikkritik: Der Mensch verliert die Kontrolle über die Geräte, die er sich als dienstbare Geister erbaut hat.

Heute wird dieses Szenario vor allem bezüglich Computern und Maschinen diskutiert, die mit künstlicher Intelligenz ausgestattet sind. Es geht um den Geist – genauer: die Intelligenz, die wir in Siliziumchips gerufen haben. Diese können sich schon bald der menschlichen Kontrolle entziehen und die Macht an sich reißen. Davor warnt der Philosoph Nick Bostrom in seinem Bestseller «Superintelligenz». Vielleicht lässt sich das Schlimmste aber vermeiden, wenn wir die Maschinen vorher Mores lehren. Dann brächten sie uns den nötigen Respekt entgegen. Das wenigstens ist die Kernidee der sogenannten Maschinenethik.

Die Idee hat es in sich. Denn anders als etwa die Medien- oder die Medizinethik will die Maschinenethik nicht einfach eine Bereichsethik sein, die das Handeln für einen bestimmten Lebens-

bereich normiert. Die Maschinenethik verlangt einen grundlegenden Perspektivwechsel. Es geht nicht um Normen, die wir im Umgang mit Maschinen befolgen sollen. Gesucht sind moralische Grundsätze, die Maschinen befolgen sollen, wenn sie mit uns umgehen. Der Slogan lautet nicht: Maschinen in die Ethik, sondern: Ethik in die Maschinen!

Gar nicht so schwer

Tatsächlich ist die Maschinenethik schon heute eine Notwendigkeit. Das liegt nicht so sehr am erwähnten Schreckensszenario, sondern an dem, was Maschinen heute schon können. Besonders sinnfällig ist der Bedarf im Verkehr. Wie etwa sollte ein autonomes Auto reagieren, wenn ein Kind über die Strasse rennt und das Abbremsen einen Auffahrunfall mit Sachschaden verursachen würde? Ein weiteres Beispiel: Die Idee der «smart city» beruht darauf, dass Algorithmen auf der Basis vieler Daten den Verkehr und die Versorgung mit Gütern regeln. In Notsituationen, z. B. einem Stromausfall, sind dann Entscheidungen zu treffen, von denen viel abhängt. Der Algorithmus muss die richtigen Prioritäten setzen, z. B. Krankenhäuser bevorzugt versorgen.

Die Erledigung solcher Aufgaben erfordert Entscheidungen, die wir an moralischen Massstäben messen. Denn es geht um Güter, die in der Moral zäh-

len, wie etwa ein menschliches Leben oder die Gerechtigkeit. Der Mensch könnte zwar im Prinzip darauf verzichten, Entscheidungen mit einer moralischen Dimension von Maschinen treffen zu lassen. Aber es ist vorteilhafter, den Maschinen Moral beizubringen.

Das ist gar nicht so schwer. So gibt es heute viele neuronale Netze, denen anhand von Beispielen antrainiert wird, bestimmte Muster zu identifizieren. In solchen Fällen könnte die Morallektion durch ein passendes Training erfolgen. Das Modell dafür ist intuitives moralisches Lernen anhand von Einzelfällen.

Aber es gibt auch eine Alternative. Leitend ist dabei die Idee, dass moralisches Handeln auf der Grundlage von Prinzipien erfolgt. Immanuel Kant hat dieses Ideal stark gemacht. Es legt nahe, in die Software explizit moralische Regeln einzuprogrammieren. Wenn die moralische Entscheidung etwa von einer Abwägung zwischen Vor- und Nachteilen abhängig ist, dann geht es letztlich um eine Kosten-Nutzen-Rechnung. Es versteht sich von selbst, dass ein Rechner diese durchführen kann, wenn er darüber instruiert wurde, was als Kosten und Nutzen zählt.

Die Maschinenethik erscheint also nicht nur vernünftig, sondern auch realistisch. Dennoch bleibt mehr als ein Unbehagen. Denn werden die Maschinen paradoxerweise nicht aufgewertet, wenn wir ihnen Moral beibringen? Be-

kommen sie nicht den Status von moralischen Akteuren? Und verdienen diese nicht sogar besonderen Respekt?

Aus der Perspektive des Menschen sieht es umgekehrt so aus, als ob das wichtige Ideal der Autonomie kompromittiert würde. Denn die eigene, selbstbestimmte Entscheidung hat einen hohen moralischen Stellenwert. Das gilt auch deshalb, weil wir wissen, dass es zu wichtigen moralischen Fragen unterschiedliche Auffassungen gibt. Dann kann es aber nicht angehen, moralische Entscheidungen an Maschinen zu delegieren. Eine andere Sorge besagt, dass die Verantwortung verschwindet, wenn Moral in Maschinen einprogrammiert wird. Denn Maschinen können nicht wie Menschen zur Verantwortung gezogen werden – so lautet der Einwand.

Viele dieser Bedenken sind übertrieben. Wenn wir Maschinen nach moralischen Massstäben entscheiden lassen, werden sie noch nicht zu moralischen Akteuren. Ein moralisches Subjekt zu sein, bedeutet mehr, als moralische Prinzipien zu berücksichtigen. Kant hat betont, dass wirklich moralisches Handeln aus Einsicht erfolgt, und es ist zweifelhaft, ob Maschinen diese Einsicht besitzen. Auch die menschliche Leiblichkeit und Gefühle, die manchmal als Quellen der Moral genannt werden, sind Maschinen fremd – wenigstens derzeit noch.

In Sachen Autonomie ist unbestritten, dass wir diese nicht verlieren, wenn

wir einzelne Entscheidungen delegieren. Und was die Verantwortung anbetrifft, so ist sicher richtig, dass Verantwortungszusammenhänge unübersichtlicher werden, wenn auch Maschinen entscheiden. Aber hinter den Maschinen stehen letztlich Menschen, welche diese programmieren oder anwenden.

Diskussion tut not

Dennoch müssen die Bedenken ernst genommen werden. Es gibt Entscheidungen, die Menschen treffen sollten. Wir müssen diskutieren, welche Entscheidungen das sind. Wir müssen auch darüber debattieren, wer letztlich die Verantwortung trägt, wenn ein autonom fahrendes Auto aufgrund einer Fehlentscheidung einen Menschen verletzt. Und wir müssen uns darüber einig machen, welche Moral wir den Maschinen beibringen.

Zur Maschinenethik ist also eine Diskussion angesagt, und zwar in der breiten Öffentlichkeit, gerade wenn sich die Schweiz bei künstlicher Intelligenz vorne positionieren möchte. Sonst überlassen wir das Feld den Konzernen, welche die Maschinen programmieren und einsetzen. Im Bild aus Goethes Gedicht: Der Zauberlehrling sollte sich eigenständig und gründlich überlegen, wie er den Geistern Moral beibringt.

Claus Beisbart ist Extraordinarius für Wissenschaftsphilosophie an der Universität Bern.